

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Aus dem literarischen Nachlasse von Johann Ludwig
Mosle, Großherzoglich Oldenburgischem Generalmajor**

Mosle, Johann Ludwig

Oldenburg, [ca. 1879]

Eine Audienz bei König Friedrich Wilhelm IV. 1851 Februar 6.

urn:nbn:de:gbv:45:1-7331

Eine Audienz bei König Friedrich Wilhelm IV.

1851 Februar 6.

(Vorgelesen in der Literar-Gesellschaft 1851 December 30.)

Es giebt wohl kaum auch im nichtpreussischen Deutschland einen Zeitgenossen von vaterländischer Gesinnung, der nicht auf längere oder kürzere Zeit den erwartungsvollen Blick auf den ehemaligen Kronprinzen, jetzigen König, von Preußen geheftet hätte. Schwerlich aber ist ihm Jemand mit beharrlicherer und theilnehmenderer Aufmerksamkeit gefolgt, als der Schreiber dieser Zeilen. Wenn in den Feldzügen von 1813 und 1814 der junge, blühende Prinz im Gefolge seines Vaters an der Colonne vorbeisprengte, so galt ihm unser jauchzender Zuruf fast noch mehr, als dem ernstern, alten Herrn, der immer etwas mürrisch darein schaute. An den Altersgenossen, der so große Dinge gemeinschaftlich mit uns durchlebte und sich an ihnen erzog, hefteten sich unsere Sympathien und Hoffnungen. Man hörte denn viel von den trefflichen Gesinnungen und Anlagen des jungen Herrn, von seiner deutschen und poetischen Richtung im Gegensatz zu dem etwas dürren Preußenthum des Vaters; man wußte, daß Männer wie Niebuhr und Clausewitz seine Lehrer und voll seines Lobes waren. — Als ich 10 Jahre nach dem Kriege auf längere Zeit in Berlin mich aufhielt, spähetete ich nach jeder Gelegenheit von dem Kronprinzen zu hören und in seine Nähe zu kommen. Er commandirte bei einem Manöver und ich hörte ihn mit Sachkenntniß und Energie seine Dispositionen vertheidigen. Ein ihm nahe stehender Officier erzählte mir von seinem Unwillen, als der König einmal geäußert, „der Kronprinz sei nicht genug Soldat“. Man trug sich mit manchen Witzworten und Anekdoten, welche eine Art von Opposition in der Gesinnung des Kronprinzen gegen das damalige

Regierungssystem andeuteten. Es war die Zeit der Beyme und Kampz, kurz nach dem Tode des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg. Boyen und Humboldt waren in Ungnade, aber man wollte wissen, daß der Kronprinz mit ihnen korrespondire. Wie gern hörte ich solche Nachrichten! Es ist so wohlthuend gemüthlich und bequem, seine Hoffnungen auf das Haupt eines Einzelnen zu stellen, und mir ahnete mit Bestimmtheit, daß in die Hand dieses jungen Mannes einmal das Schicksal Deutschlands gelegt sein werde.

Späterhin, in der langen Friedensperiode bis 1840, schollen uns vereinzelte Gerüchte über Leben und Treiben des Kronprinzen in meine oldenburgische Einsamkeit herüber. Er war zu langem, thatlosem Warten verurtheilt und füllte, wie es hieß, seine Muße durch historische und Kunststudien, durch geistreichen Verkehr mit einem selbstgewählten Kreise ausgezeichneten Männer. Mochten manche derselben auch nicht im Geschmack eines freisinnigen Patrioten sein, einzelne Abirrungen waren dem Bedürfniß nach geistigem Genuß zu verzeihen, ja sie konnten sehr wohl als ein Streben nach vielseitiger Anschauung und Erfahrung ausgelegt werden. Klang doch in einzelnen Zügen und Worten, welche zu uns herüber kamen, eine hochedle und deutsche Gesinnung stets wieder durch.

Auch die sehr wort- und prunkreichen Reden und Versprechungen bei der Thronbesteigung konnten mich nicht völlig irre machen, wiewohl sie mich sehr herabstimmten, und zwei Jahre darauf (1842) ergriff ich die Gelegenheit der großen Manöver am Rhein, mich dem neuen König zu nahen und meine theilnehmend beobachtenden Blicke auf ihm ruhen zu lassen. Ich wurde mit vielen Andern vorgestellt und bekam zu meinem Antheil ein paar ziemlich unbedeutende Fragen. Aber ich sah mit hohem Interesse in das geistvoll belebte Auge, als der König auf dem Felde vom Pferde herab einem alten Bekannten von der Schlacht von Dresden erzählte und an die Stimmungen jener Zeit erinnerte; ich hörte die begeisternden Worte und Toastreden beim Dombaifest, und das „Kein Preußen, kein Oesterreich, sondern ein einiges Deutschland des Erzherzogs Johann“ wurde fast von keinem von uns so jubelnd begrüßt, als von dem königlichen Gastgeber selbst.

Ein paar Jahre später erschütterte die bekannte Eröffnungsrede zum vereinigten Landtag freilich gewaltig meinen Glauben. Hatte man den vielfachen Erzählungen und Berichten über diese und jene Ansicht und Neigung des Königs immer noch den Zweifel der Glaubwürdigkeit oder die Vermuthung des Mißverständnisses entgegensetzen können, diese

lange und ausführliche Expectoration, die alle Spuren des selbsteignen Ursprungs trug, ließ keinem Zweifel mehr Raum, daß der König völlig unklar über das Bedürfniß der Gegenwart und die Bedeutung des historischen Moments sei, daß statt der nüchternen Erwägung des Nothwendigen und Möglichen ein selbstgeschaffnes Traumbild von poetisch-phantaftischem Stoffe ihn beherrsche; daß er den Willen und die Kraft zu besitzen glaube, dies Erzeugniß subjectiven Beliebens der Gegenwart als objective Form aufzudringen. Durch das was folgte, durch das Verhalten dem Landtage gegenüber und später in der Schweizerangelegenheit, durch die ganze Haltung in den Stürmen des Jahres 1848, durch die Behandlung der Frankfurter Versammlung im Winter 1849, durch die zweideutige Ablehnung der Kaiserwürde — mußte denn auch der beharrlichste Glaube enttäuscht werden. Daß ein Mann von solcher Handlungsweise und mit der Gesinnung, aus welcher dieselbe stammte, in den großen Angelegenheiten der Nation kein Schiebender sein oder werden könne, war nun freilich zur äußersten Evidenz erhoben, es blieb nur noch die Probe übrig, ob nicht unter Umständen die Rolle eines Geschobenen von ihm übernommen und leidlich durchgeführt werden könne.

In den 1½ Jahren vom Sommer 1849 bis Ende 1850 ist dieser Versuch mit einem seltenen Aufwande von Mitteln und Kräften und unter sehr begünstigenden Umständen gemacht worden. Auch er scheiterte bekanntlich vollständig an dem wunderbaren, jeder Berechnung sich entziehenden Naturell des Königs. Seine intimsten Freunde waren eifrige Förderer und Fürsprecher des Project's, seine eignen Neigungen und Stimmungen entsprachen demselben im Ganzen und Großen durchaus, er haßte oder verachtete seine Gegner, er band sich durch Verträge und Versprechungen jeder Art — und, so wie die Gelegenheit kam zu einem entscheidenden Schritt, so wie sich ein thatsächlicher Conflict erhob zwischen dem angenommenen politischen System und einer näheren oder entfernteren Gegenwirkung von feindlicher Seite her, so entschied er in der Regel gegen sich selbst, oder jeder Schritt vorwärts mußte ihm mühsam abgezwungen werden und war unfehlbar von einem halben Rückschreiten begleitet.

Völlig getäuschte Verehrung und Neigung verwandelt sich bekanntlich leicht in ihr Gegentheil. Ich gestehe, daß sich meiner mehr und mehr ein tief antipathisches Gefühl bemächtigte, und so sehr ich dasselbe zu verbergen und zu bezwingen suchte, so wenig es mir nach meiner Stellung und Persönlichkeit geziemt hätte, anders als in den ehrerbie-

tigsten Formen zu erscheinen, es war, als werde mir Aehnliches zurückgegeben. Vielleicht war es auch nur zufällig, vielleicht war ich als ein enragirter Liberaler und Frankfurter geschildert worden, genug, bei den recht zahlreichen Gelegenheiten während meines anderthalbjährigen Aufenthalts in Berlin, wo ich in die Nähe des Königs kam, hat derselbe niemals ein besonders freundliches oder verbindliches Wort an mich gerichtet, während er für jeden meiner Freunde und Collegen, oder meiner Nachbarn rechts und links einen Scherz, oder eine liebenswürdige Bemerkung, oder eine eingehende Frage, oft selbst die angelegentlichste Unterhaltung bereit hatte. Selbst bei der sogenannten kleinen Tafel in Sanssouci, wo er allein die Unterhaltung zu leiten und wechselseitig die wenigen Gäste in dieselbe zu verwickeln pflegt, hat er mich niemals aufgefordert, das Wort zu nehmen, und ich habe als stummer Zuhörer und Beobachter nur desto bessere Gelegenheit gehabt, die höchst gewandte, vielseitige und gewürzte Sprechweise und Bildung Seiner Majestät zu bewundern. Allerdings fiel daneben ein gewisses Sichgehenlassen, ein plötzliches Herabfallen in den gewöhnlichen Berliner Ton und mit großer Lebendigkeit abwechselnde Schlassheit auf, welche auch in der äußeren Erscheinung und Haltung ausgeprägt war; aber eigentlich abwesenden Geistes (was Andere bemerkt haben wollten) habe ich den König nie gesehen; er machte vielmehr den Eindruck eines Mannes, der recht wohl weiß, was er sagt und thut, ja eine fast zu weit gehende Absichtlichkeit glaubte ich in Vielem zu bemerken.

Unterdessen sollte ich Berlin nicht verlassen, ohne einen vollen Eindruck von der Eigenthümlichkeit dieser merkwürdigen Persönlichkeit zu erhalten, und die Umstände fügten es, daß bei einer nicht uninteressanten Veranlassung der König seine absichtliche oder zufällige Kälte meiner unbedeutenden Person gegenüber ablegte und mich einer sehr vertraulichen Nähe würdigte. Dieser Vorgang ist der eigentliche Gegenstand der gegenwärtigen Aufzeichnung.

Als im Anfang December 1850 Herr v. Manteuffel von seiner berücktigten Omüger Reise zurückgekehrt war, erhielt das sog. Fürstencollegium eine Mittheilung des preußischen Ministeriums des wesentlichen Inhalts: „daß Preußen die zu Erfurt vorgelegte Verfassung nicht zu realisiren sehe und dieselbe daher aufgeben müsse, ohne darum das Bündniß vom 26. Mai 1849 für gelöst zu halten; es lade vielmehr seine Verbündeten ein, treu bei demselben zu verharren“. — Das Bündniß vom 26. Mai hatte nur einen wesentlichen Zweck, die Errichtung einer bundesstaatlichen Verfassung für Deutschland, deren Entwurf am

28. Mai 1849 von den vier Königreichen angenommen und ein Jahr später der Versammlung in Erfurt vorgelegt war. Gab man die Verfassung auf, so war jeder Zweck und Gegenstand des Bündnisses hinweggefallen. Die Bevollmächtigten des Fürstencollegiums nahmen die Mittheilung theils schweigend, theils mit einer kurzen und bitteren Bemerkung ad referendum, und es erfolgten später die bekannt gewordenen Antworten der Regierungen. Die meisten derselben nahmen die Wendung: „Man müsse nach der neuesten preussischen Erklärung das Bündniß selbst für aufgehoben ansehen, ohne darum dem Schutz und der Freundschaft Preußens, wie der Hoffnung entsagen zu wollen, daß dasselbe seine Bestimmung in und für Deutschland wieder aufnehmen werde.“

Neben der ähnlich lautenden officiellen oldenburgischen Erklärung erhielt ich einen eigenhändigen Brief des Großherzogs an den König, den ich sogleich selbst nach Charlottenburg brachte und dem dienstthuenden Adjutanten übergab. Eine für mich anliegende Abschrift ergab, daß unser würdiger alter Herr in der ernstesten und eindringlichsten Weise, nach dem Ausdruck des Briefes „wie der Mann zum Manne“ sich gegen den König ausgesprochen, daß er diesem zu Gemüthe geführt, wie das Aufgeben der Verfassung nothwendig auch das Bündniß löse, das nun ohne Gegenstand sei, wie allein Preußen dafür verantwortlich sei und man nur dem preussischen Ministerium diese Wendung der Dinge verdanke, wie er (der Großherzog) sich rein wisse von aller Schuld in dieser großen Sache, und nun für Deutschland nur noch das Vertrauen in die schützende Hand der Vorsehung übrig bleibe u. s. w. Das Schreiben war der Ausdruck eines edlen Unwillens und Schmerzes, der sich Luft machen und wenigstens Zeugniß darüber ablegen will, daß er sich schuldlos fühlt.

Es ist auf dies Schreiben nie eine Antwort des Königs erfolgt, aber etwa vier Wochen später ernannte Seine Majestät den Großherzog plötzlich und ohne alle äußere Veranlassung zum Chef eines preussischen Infanterieregiments und zum preussischen General der Infanterie.

Diese überraschende Günstbezeugung veranlaßte unsern Herrn zu einem kurzen Dankschreiben, welches mir mit dem Befehl zugesandt wurde, dasselbe persönlich Seiner Majestät zu überreichen. Der Großherzog vermuthete, daß sich der König bei dieser Gelegenheit über den Grund der unerwarteten Ernennung aussprechen werde.

Ich schrieb dem dienstthuenden General, Adjutanten v. Gerlach, daß ich den Auftrag habe, einen Brief meines Herrn in Seiner Majestät

Hände zu geben und daher bäte, den Befehl des Königs über Tag und Stunde, wo er mich zu empfangen die Gnade haben werde, einzuholen. Einige Tage später erhielt ich eine Einladung zur königlichen Tafel auf dem Schlosse zu Berlin, und der Hofmarschall benachrichtigte mich, ich möchte den Brief des Großherzogs mitbringen. Es war eine zahlreiche Versammlung und die Unterhaltung nach aufgehobener Tafel nahm lange Zeit weg. Als der König beim Cerele in meine Nähe kam (er ist sehr kurzichtig), flüsterte ihm der Graf Keller etwas in's Ohr; er fand sich offenbar unangenehm gestört, denn er runzelte die Stirn und sagte (wie ich deutlich hörte) zwar flüsternd, aber mit einer Art von verdrießlichem Eifer: „Wo ist er denn?“ Der Graf zeigte verstohlen mit dem Hut auf mich hin, und nun trat der König zu mir und sagte ganz freundlich: „Sie haben mir etwas vom Großherzog zu geben; kommen Sie, wenn ich weggehe, gleich mir nach in mein Cabinet.“ — Eine halbe Stunde darauf zog sich der König von einigen Hofleuten und Adjutanten gefolgt zurück; ich schloß mich in einiger Entfernung an, der Zug ging die große Treppe hinunter und bog dann plötzlich in eine Seitenthür; da ich folgen wollte, wies mich ein Kammerdiener ab und führte mich auf meine Bemerkung, daß ich zum König bestellt sei, einen andern Weg die Treppe weiter abwärts durch verschiedene Gemächer bis in das Vorzimmer des Königs, in welchem der General Gerlach schon meiner wartete. „Kommen Sie nur sogleich, der König ist allein und will Sie gleich sprechen,“ und damit führte mich der General über einen kurzen, inneren Corridor und öffnete die Thür zum Cabinet des Königs; ich trat ein und der General zog sich nach einer Verneigung sofort zurück.

Der König hatte sich schon umgezogen und stand im bequemen Ueberrock ganz so, wie eine vielverbreitete Abbildung ihn darstellt, mit dem Rücken an den großen Tisch gelehnt, welcher die Mitte des Zimmers einnahm. Dieses von bedeutender Größe war ganz so ausgestattet, wie man es in jener Abbildung sieht, übervoll von Geräth, Bildern, Statuetten, Büchern und Charten, von einer einzigen von der Decke herabhängenden Ampel erleuchtet, unter welcher der König stand, so daß das strahlende Licht gerade auf sein Haupt fiel. Eine gewisse Gesuchtheit war in der ganzen Anordnung und selbst in der leichten an den Tisch bequem sich anlehnenen Haltung des Königs nicht zu verkennen. Er winkte mir, näher zu treten. Ich übergab den Brief, indem ich aussprach, daß derselbe den Dank des Großherzogs, meines Herrn, für die neulichen Gnadenbezeugungen Seiner Majestät enthalte

und daß der Großherzog mir den Auftrag gegeben, auch noch mündlich hinzuzufügen, wie sehr Seine Königliche Hoheit dadurch erfreut und überrascht worden. Der König sagte höchst liebenswürdig und verbindlich:

„Ich höre das überaus gern vom Großherzog. Sie glauben nicht, wie lieb ich Ihren Herrn habe. Von unserer ersten Begegnung her habe ich eine unbegrenzte Zuneigung und Verehrung für ihn gehabt. Er gehört zu den wenigen Menschen, denen man gut sein muß, man mag wollen oder nicht; ich habe aber immer auch gewollt, und so recht von Herzen. An die schönste und größte Zeit meines Lebens, an den Feldzug 1813, kann ich nicht denken, ohne daß mir der Erbprinz von Oldenburg einfällt; wir waren damals zusammen im Hauptquartier und haben so viel Bedeutendes mit einander durchgesprochen und empfunden. Das vergißt sich nie. Der Großherzog war zwar älter und verständiger als ich, aber er ist ganz der Mann, sich liebevoll zu den Jüngeren herabzulassen und mit ihnen zu leben und zu fühlen.“

Ich versuchte ein bestätigendes Wort einzufügen, aber der König war so in Fluß, daß er es überhörte und fortfuhr, den Großherzog zu loben.

„Das ist mir ja eine rechte Herzensbefriedigung, wenn ich ihm wirklich eine kleine Freude bereitet habe. Ich will es Ihnen nur sagen, ich fühlte mich in des Großherzogs Schuld. Er hat mir vor längerer Zeit einen Brief geschrieben, aber einen ganz seltenen, vortrefflichen Brief, und derselbe ist noch unerwidert. Ich weiß nicht, ob Sie von diesem Brief Kenntniß haben?“

Ich sagte, daß mir allerdings im Allgemeinen der Inhalt des Schreibens bekannt sei, welches ich auf des Großherzogs Befehl nach Aufhebung der Union habe überbringen müssen.

„Eben das. Wenn ich dies Schreiben so hätte beantworten wollen, wie es verdient und erfordert, so hätte ich eine politische Abhandlung schreiben müssen, dazu aber fehlt es mir Armen an Zeit und Ruhe. Da ich nun aber die Gelegenheit habe, so will ich Ihnen mündlich meine Ansichten über den Gegenstand jenes Schreibens sagen, bringen Sie dieselben dann eben so an das Ohr des Großherzogs. Ich weiß, das Sie sein Vertrauen haben, ich kann Ihnen folglich auch das meinige gewähren. -- Niemand meint es besser mit den deutschen Angelegenheiten als der Großherzog, und so ist er unzufrieden mit dem Gang, welchen die Dinge neuerdings genommen haben. Bin ich das denn minder? Ist es denn meine Schuld, daß man in Wien die Union

platterdings nicht hat begreifen wollen, sondern Erde und Himmel in Bewegung gesetzt hat, um sie zu hintertreiben? Schon vor dem Abschluß, im Mai 1849, habe ich in Wien deutlich auseinander setzen lassen, wie die Sache gemeint sei, und daß gerade Oesterreich vorzugsweise ein Interesse dabei habe, daß sie zu Stande komme. Man hat mich nicht verstanden, und ich bin nicht gut bedient worden (Canitz). Es ist überhaupt recht eigentlich mein Schicksal mißverstanden zu werden.

„Auch neuerdings wieder, seitdem Radowiz abgegangen ist, sind die Dinge nicht ganz nach meinem Sinn behandelt worden. Der Großherzog beklagt sich über mein Ministerium, und es ist nicht zu leugnen, daß die letzten Erklärungen wegen der Union theils nicht ganz richtig gefaßt, theils auch falsch verstanden sind. Die Umstände waren drängend, die Osmitzer Verhandlung hat übereilt werden müssen; es war in der That die größte Gefahr im Verzuge. Nach 24stündigem vergeblichem Ringen trat Fürst Schwarzenberg plötzlich mit dem Erbieten der Dresdener Conferenz hervor, also mit demjenigen, was wir immer gewünscht und gewollt hatten. Da blieb denn nur übrig, eilig einzuschlagen, um die Hauptsache zu retten.

„Aber die Union völlig aufzugeben, war darum durchaus nicht meine Meinung. Verstehen Sie wohl: die Union, das Bündniß der Fürsten und Regierungen. Von der Verfassung freilich mußte man absehen. Der 26. Mai war durch zwingende Umstände unausführbar geworden, aber der 28. Mai konnte und mußte aufrecht erhalten werden. Und was mich betrifft, so bin ich noch immer bereit die Union fortzusetzen, ja ich sehe mich an, als noch darin befindlich. Aber nun kommen die Erklärungen der Regierungen, die auf völligem Mißverständnis beruhen; sogar Weimar und Braunschweig wenden sich scheinbar von Preußen ab und nichts hält mehr zusammen. Was soll da in Dresden herauskommen? Das wird eine abscheuliche Kost, an der dreißig Köche brauen. Man mußte zusammenhalten und gemeinschaftlich seine Sache führen.“

Der König hielt inne und ich ergriff die Gelegenheit zu bemerken, das Band, welches die Union zusammengehalten, sei die bundesstaatliche Verfassung gewesen; sowie man diese aufgegeben, sei das Vertrauen geschwunden und man habe sich dem Nichts oder dem Bundestag gegenüber befunden. Aus Dresden werde wohl der Bundestag wieder hervorgehen und eine Zeit lang dauern. Im Uebrigen schiene mir die Aufgabe und Bestimmung Preußens für sich selbst und

für Deutschland so deutlich und markirt, daß weder Preußen selbst noch die anderen Staaten sich derselben auf die Dauer entziehen könnten.

Ich wollte hinzufügen, daß ich nur die Verluste und Gefahren des Umweges bedauere, auf welchen man sich begeben habe, um nach Jahren vielleicht und im besten Fall denselben Punkt wieder zu erreichen, den man vor Kurzem verlassen, — aber plötzlich wurde die Thür, durch die ich hereingekommen, halb geöffnet und dann leise und eilig wieder zugemacht. Der König rief zornig und heftig: „Wer ist da? herein!“ und da Niemand erschien, noch lauter: „Wer ist da? hereinkommen!“ — Nun öffnete sich die Thür abermals und es erschien halb zögernd die stattliche Gestalt des Generals Neumann, des ersten General-Adjutanten des Königs, dem derselbe höchst gereizt und heftig entgegenrief: „Was wollen Sie denn jetzt?“ — „Entschuldigen Euer Majestät, es war Niemand im Vorzimmer und ich glaubte Euer Majestät allein.“ — „So kommen Sie wenigstens ganz herein und sagen Sie mir das!“ — Damit hatte die störende Episode ein Ende, der General zog sich zurück, und der König hatte eine für mich peinliche Pause von einigen Minuten nöthig, um das Gespräch wieder aufzunehmen. Er sagte nach kurzem Besinnen:

„Sie sprachen von der Bestimmung Preußens für Deutschland. Ich gebe Ihnen das vollkommen zu, aber sehen Sie nur, wie man gegen uns gesinnt ist, in den Königreichen zum Beispiel. Was wir als Pflicht und Bestimmung auffassen, wird uns dort als Eigennutz und Ehrgeiz ausgelegt. Du lieber Gott, Ehrgeiz! Ich habe wahrlich nicht den Ehrgeiz, mich in fremde Angelegenheiten zu mischen; die Last, an der ich schon trage, ist vollkommen hinreichend für meine Schultern. Auch verstehe ich Preußens Aufgabe keinesweges so, daß es auf dem ersten Platz stehen soll, so sehr ich der Meinung bin, daß ihm die Leitung der inneren Angelegenheiten im eigentlichen Deutschland zukomme. Aber das, was man im Mittelalter das imperium nannte, muß bei Oesterreich bleiben. Auch im Mittelalter haben sich die Kaiser um die inneren Angelegenheiten des Reiches wenig bekümmert, und nur das Zusammenhalten der einzelnen Theile gewahrt und das Recht des Aufgebots gegen große gemeinsame Gefahren gehabt. Es ist von höchster Wichtigkeit und Bedeutung, daß Deutschland und Oesterreich nicht auseinanderfallen, sondern mit den anderen anliegenden germanischen Staaten ein großes Ganze unter allgemeiner Oberleitung Oesterreichs bilden. Nur so wird man den ungeheuern Gefahren gewachsen sein, welche Deutschland und Mitteleuropa drohen. Diese Ge-

fahren sind im gegenwärtigen Jahrhundert die Anarchie und Auflösung aller göttlichen und menschlichen Ordnung, die von Frankreich ausgeht; im nächsten Jahrhundert der Absolutismus und das Knutenregiment von Rußland.“ — Der König sah sich um, als er dies Wort aussprach. — „Es hört uns doch Niemand? So etwas darf man nicht laut sagen, es würde mir ausgelegt werden als eine Feindseligkeit gegen meinen Schwager, den Kaiser, den ich hochschätze und verehere, der ein seltner, vortrefflicher Herr ist, was ich lebhaft anerkenne, obwohl ich mich in neuester Zeit wohl über ihn zu beklagen hätte. Aber er ist einmal Kaiser von Rußland und muß in seiner Rolle bleiben.“

„Sie sehen,“ fuhr er dann fort, „wie weit ich entfernt bin, die Ansprüche Oesterreichs zu verkennen, ich darf vielmehr sagen, daß Niemand sie in einem höhern Sinne auffaßt und würdigt, als eben ich. Aber daraus folgt nicht, daß ich nicht widerstehen werde, wenn Oesterreich meine Absichten zu verkennen fortführe, wenn es gar zu übermüthig würde und mehr verlangte, als sich mit der Ehre Preußens verträgt. Und darin ist der gute Mantouffell, der vielfach falsch beurtheilt wird, ganz meiner Meinung; ich versichere Sie, daß er der Erste sein würde, sich zu weit gehenden Forderungen energisch zu widersetzen.“

Da der König einen Augenblick schwieg, schob ich ein: „daß allerdings eine weitverbreitete Ansicht existire, nach welcher es jetzt sehr schwierig sein werde, die einmal eingeschlagene Bahn der Nachgiebigkeit gegen Oesterreichs Forderungen wieder zu verlassen, und daß viele Freunde Preußens und Deutschlands bedauerten, frühere günstige Lagen und Umstände nicht rasch benutzt gesehen zu haben.“

Der König sah mich wie verwundert an. Dann sagte er mit einem gewissen Nachdruck: „Sie denken an Frankfurt und an die Verlegenheiten Oesterreichs in Ungarn und Italien. Von dergleichen zu profitiren war nun freilich meine Sache nicht, und jene Lumpenkrone, die man mir bot, konnte ich schon meiner selbst und der Ehre Preußens wegen nicht annehmen. Sie war meiner unwürdig. Ein Anderer hätte vielleicht zugegriffen mit dem Gedanken, nachher schon mit den Bedingungen und mit der sogenannten Verfassung fertig werden zu wollen. Aber so etwas ist gegen meine Grundsätze, ja gegen meine Natur. Auch werde ich nie das oft ausgesprochene Princip verleugnen, daß jeder physische und moralische Zwang aus dem Spiele bleiben muß. In Deutschland kann etwas haltbares nur durch freies Uebereinkommen der Fürsten und Regierungen zu Stande kommen, so

schwer das auch sein mag. Der Läuterungsproceß muß seinen Fortgang haben, bis es endlich möglich wird. Aber da ist man z. B. in Hannover immer noch antipreußisch in der Erinnerung an eine längst verschwundene Zeit. Sie müssen das ja wissen, da Sie dort aus der Nachbarschaft sind.“

Ich bemerkte: daß mir doch auch im Hannoverschen viele wackere Leute bekannt seien, welche die Ansicht theilten, daß man in Deutschland ohne Preußen und ohne die Leitung Preußens nicht fertig werden könne. Es käme auf die Kreise an, in welchen man sich umhörte, und ich wollte gern zugeben, daß die Parteien, welche augenblicklich das große Wort hätten, in Hannover wie anderswo particularistisch gesinnt seien. Aber die eigentlich intelligente Mehrheit, die in letzter Instanz doch entscheiden werde, sei in Hannover wie überall in Deutschland mit größerer oder geringerer Entschiedenheit national gesinnt und für eine einheitliche würdige und kräftige Leitung der großen Angelegenheiten des Gesamtvaterlandes, und sie blicke dort so gut auf Preußen, als in Sachsen und Württemberg, und wünsche nur eine ernste entschiedene Haltung Preußens in seiner deutschen Politik. Was die Regierungen beträfe, so glaubte ich freilich, daß nur eine große gemeinschaftliche Gefahr dieselben einig und entsagend machen könne, wie 1848. Da das unbenutzt vorüber gegangen sei, so werde für's Erste schwerlich auf eine einheitliche Haltung zu rechnen sein.

Der König schwieg einen Augenblick und fragte dann plötzlich, wie abbrechend: „Wie steht es denn mit der Succession Ihres Erbgroßherzogs in Dänemark, ich höre seit einiger Zeit nicht davon reden?“

Ich erwiderte, daß die Stockung in dieser Angelegenheit nicht an Oldenburg läge, so viel ich wisse. Man scheine sie in Petersburg nicht mehr zu betreiben. Wenn in dem Sinn, wie der Erbgroßherzog sich selbst darüber ausgesprochen, eine Einigung zu Stande kommen könne, so möchte dieselbe zum Vortheil aller Theile sein, aber es werde sehr schwer fallen, die Dänen und Rußland dafür zu gewinnen. Der König sagte, daß er das Memoire des Erbgroßherzogs mit dem größten Interesse gelesen habe. „Ich bin in einem Entzücken darüber, aber der junge Herr wird mehr im Sinn desselben handeln, als sich aussprechen müssen.“

Ich nahm mir die Freiheit zu bemerken, daß es doch jedenfalls gut scheine, sich selbst und Andere über seine Pflichten und Rechte im Voraus klar zu machen und sich nicht allmählig in die schwierigsten Verhältnisse ohne feste Grundlage verwickeln zu lassen.

Er nickte und fuhr fort, den Erbgroßherzog und die andern Kinder des Großherzogs zu loben. Besonders rühmte er auch die neueste Haltung der Königin von Griechenland in Athen. Die habe nur den Fehler, keine Kinder zu haben. Er sei dafür, daß in Griechenland der kleine Prinz Olimar folge, den könne man noch ganz dafür erziehen. — Ich sagte: „auf diese Weise würden wir in Oldenburg am Ende ganz leer ausgehen, wo doch seit 1000 Jahren die Wiege der Familie steht.“

Der König lächelte, gab mir die Hand und entließ mich, mir nochmals genauen Bericht über dies Gespräch an den Großherzog empfehlend.

Ich war eine volle Stunde im Cabinet gewesen, denn die Uhr im Vorzimmer zeigte auf 7, und es war noch nicht 6 Uhr, als ich den Eßsaal verließ.

Zu Haus gekommen, notirte ich sogleich die Einzelheiten dieser für mich merkwürdigen Audienz und suchte mir dann den Eindruck auseinanderzulegen, der mir davon geblieben war. Zunächst mußte ich mir sagen, daß ich eigentlich nichts wesentlich Neues erfahren hatte. Die berechnete, gewinnende Haltung, die sehr geläufige und glatte Ausdruckweise, dies Hervorheben edler Motive in der Politik neben dem leichtsinnigen Aufgeben großer Thatfachen und Zwecke, dies Ausgehen von ganz subjectiven Lieblingsbildern und Anschauungen, diese nicht aufgegebene Hoffnung, die widerstrebenden Interessen und Gemüther dafür durch bloße Macht der Ueberredung gewinnen zu können, dies Befangensein in den poetisirten Vorstellungen entschwundener Zeiten, dies Wetterleuchten des Geistes nach allen Richtungen der Vergangenheit und selbst der Zukunft, dies leidenschaftliche Sichgehenlassen gegen seine nächsten Umgebungen und Diener, — das Alles hatte ich zu finden erwartet, und mußte mir sagen, daß das öffentliche, weit verbreitete Urtheil auch hier das Wahre getroffen, und daß der alte Diplomat wieder einmal Recht behalte mit seinem tiefen Ausspruch: *Il y a quelqu'un qui a plus d'esprit que personne, c'est tout le monde.*

Merkwürdig und neu, wenigstens in dieser Stärke und Entschiedenheit, waren mir nur zwei Bemerkungen und Erfahrungen, deren Eindruck sich stets erneuerte, wenn meine Vorstellung zu dem Inhalt und Verlauf des Gesprächs zurückkehrte.

Zuerst: „Es muß ungemein schwer sein, dem König zu widerstehen, sich nicht von ihm gewinnen zu lassen.“ — Von einem Angriff zur

Gewinnung meiner kleinen, unbedeutenden, im besten Fall ganz gleichgültigen Person konnte ja nicht die Rede sein; es war dem König offenbar nur darum zu thun, den Großherzog zu beruhigen und einen guten Eindruck durch mich auf denselben zu machen, und das nicht um irgend eines Vortheils willen, sondern weil es ihn in der That menschlich schmerzte oder doch lästig war, den trefflichen alten Herrn sich mißgestimmt vorstellen zu müssen. Aber dennoch entwickelte der König so viel liebenswürdige Vertraulichkeit, ohne seiner Würde zu schaden, so viel Geduld und Angelegentlichkeit in seiner Argumentation, so viel Wohlredenheit und berechnete Wirkung in seinen Auseinandersetzungen (meine sehr flüchtige Skizze giebt davon einen äußerst schwachen Begriff), daß ich das Gefühl hatte: Wärest du nicht mit so entschieden vorgefaßter Meinung und Ansicht über Personen und Dinge dem Herrn gegenüber gestanden, befändest du dich in irgend einem Verhältniß gewohnter Unterordnung und Abhängigkeit zu ihm, er hätte dich mehr oder weniger geblendet. Der König ist gefährlich für seine Freunde und Diener, wie mir nachher auch von anderen Seiten mehrfach bestätigt ist. Er ist coquett und wirkt nicht bloß mit männlichen, sondern selbst, wo er gewinnen und besiegen will, mit den weiblichen Mitteln der Bitte, der kleinen Schmeichelei oder der kleinen Laune, des Scherzes, des liebenswürdigen Trostes u. s. w.

Meine zweite Bemerkung und Empfindung war, daß es unmöglich oder doch unendlich schwierig sein wird, diesen Mann zum Aufgeben einer Lieblingsansicht oder gar seines politischen und religiösen Glaubens überhaupt zu bewegen. Er entschlüpft jedem Einwurf, denn er überhört oder ignoriert ihn, und horcht nur auf sich selbst oder auf das, was er die innere Stimme nennt. Wenn er einen großen Zweck beim ersten Hinderniß aufgibt, wenn er eine übernommene Verpflichtung zu erfüllen für bedenklich hält, wenn er eine Zusage zu brechen sich veranlaßt sieht, so erkennt er darin nicht seine eigne Schwäche, sondern die mächtige Hand des Himmels, die ihn demüthigen und dadurch um so mehr heiligen und erheben will. Wo ein großes Werk und die Verwickelungen menschlicher Schuld und Schwäche, die es umgeben, einen festen durchgreifenden Entschluß und ein Wagniß erfordern, dessen er nicht fähig ist, flüchtet er sich hinter die feinsten Distinctionen der privaten Moral und der conventionellen Ehre. Auf diese Weise profitirt er von dem christlichen Ausspruch, daß den Frommen Alles zum Heil gereiche, und die Ueberlegenheit, welche ihm Stellung und Geist ohnehin über die Menschen geben, nimmt zugleich die Form der Demuth und

des Gehorsams gegen eine höhere Leitung an, um sich gegen jeden Einwurf des allgemeinen Menschenverstandes, gegen jede Beeinträchtigung der eignen grenzenlosen Subjectivität und ihrer Einbildungen und Vorsätze zu schützen. Einem solchen Character ist nicht beizukommen, und man darf sich nicht wundern, wenn er fortfährt zu thun, zu versäumen, zu verfehlen und zu verwirren, wie er bisher gethan hat.

Noch nicht verzweifeln!

(Aus einem vertrauten Schreiben an einen deutschen Staatsmann vom 5. Septbr. 1852.)

— — — — Sie erwähnen dann auch der Zusammenkunft der Kammern und der von Herrn v. Manteuffel verlesenen königlichen Eröffnungsrede, indem Sie hinzufügen: „Von allen Berliner Komödien dieses Winters werde diese wohl die Aufmerksamkeit des Publikums am meisten auf sich ziehen.“ Verzeihen Sie, wenn ich aus dieser kurz abfertigenen Aeußerung, in Verbindung mit ein paar vorhergegangenen Aussprüchen Ihres Schreibens, den Schluß ziehe, daß Sie sich diesmal selbst auf die Seite des Berliner Publikums stellen und dessen politische Apathie, oder doch seinen Ekel gegen den freilich in anscheinend hoffnungsloser Gestalt auftretenden preußischen Constitutionalismus zu theilen scheinen.

Darüber habe ich nun ein Wort gegen Sie auf dem Herzen, das aus diesem bis jetzt kurzen Briefe leicht einen recht langen machen wird. Möchte es Sie zu günstiger Stunde treffen, so daß Sie nicht blos lesen, sondern auch zu einer Rückäußerung veranlaßt werden, was meine nächste Absicht dabei ist.

Es ist leider nur zu wahr, daß die Masse des preußischen und deutschen Publikums nichts von der preußischen Verfassung und von den preußischen Kammern erwartet und daher mit unendlicher Gleichgültigkeit auf deren Verhandlungen herabsieht. Die Demokraten aller Schattirungen haben sich bei den Wahlen gar nicht betheiligt, die liberal und constitutionell Gesinnten nur flau; ausgezeichnete Führer der letzteren (Camphausen, Simson u. s. w.) haben das Mandat ausgeschlagen; der Einfluß der Regierung wird von vornherein als unüberwindlich angenommen; nicht einmal ein Haufen von Gaffern nahm von